

Literatur des Auslandes.

N^o 49.

Berlin, Montag den 23. April

1838.

Frankreich.

Mamsell Lenormand und der Minister von Malchus.

(Als Nachtrag zu der Mittheilung über Erstere.)

Der Artikel, den wir in den letzten Blättern über Mlle. Lenormand mitgetheilt, hat einen Leser des Magazins, Herrn Prädiger Dr. Witte, veranlaßt, uns über die französische Sibylle einen Aufsatz zukommen zu lassen, der zwar bereits im Jahre 1813 niedergeschrieben worden, aber auch jetzt noch mit großem Interesse gelesen werden dürfte. Wir lassen zunächst das folgen, was uns Herr Witte über die Entstehung dieses Artikels schreibt:

„Der Aufsatz über Mlle. Lenormand war nicht zum Drucke bestimmt, sondern wurde von mir fast als Diktat des früheren Westphälischen Finanzministers, Grafen Malchus, und zwar mit großer Treue niedergeschrieben. Da ich den Grafen Malchus als einen seltenen Verstandes-Menschen kannte, der Alles streng berechnete und ernst aussprach, der dem Gefühle aber sehr wenig einräumte, so schienen mir seine eigensten Erfahrungen in Hinsicht der berühmten Lenormand äußerst wichtig. Der Baron von Trot (bis 1813 Präfekt in Westphalen) war mir seit längerer Zeit schon freundschaftlich zugethan; er erzählte mir nicht bloß das Nachstehende genau so, wie ich es später vom Grafen Malchus erfuhr, sondern drang förmlich in mich, die Sache nicht eher zu bespötteln, bis ich darüber mit Malchus gesprochen hätte. Herr v. Trot war ein höchst aufgeklärter Mann im edelsten Sinne des Worts! Meine Unterredung mit Malchus veranstaltete ich absichtlich so, daß Herr v. Trot nicht dabei zugegen war.“

Ich wußte längst, daß Mlle. Lenormand in Paris durch ihre Vorhersagung der menschlichen Schicksale großes Aufsehen erregte, und erfuhr durch Herrn von Trot, daß einer meiner Bekannten, der Westphälische Finanzminister, Graf von Malchus, sich sein Horoskop habe stellen lassen und, zu seinem größten Erstaunen, Dinge von ihr erfahren habe, welche ihr schlechthin nicht bekannt sein konnten, aber dennoch gänzlich der Wahrheit gemäß wären. Ich nahm also am 5. Oktober 1813, Nachmittags, auf einem Spaziergange Gelegenheit, denselben darum zu befragen und ihn zu ersuchen, mir alles dahin Gehörige ausführlich mitzuthellen. „Gut“, antwortete er, „so muß ich denn mit Morio (dem Französisch-Westphälischen General und Grafen) anfangen!“

„Die Gräfin Morio“, fuhr nun Graf Malchus fort, „hatte vor ihrer Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Manne Mlle. Lenormand um ihr Schicksal befragt, und diese hatte ihr unter Anderem gesagt: sie werde dreimal nach einander verhehlicht werden. Das erste Mal heirathe sie einen Mann, den sie und der sie jetzt nicht kenne. Durch diesen mache sie ein großes Glück und erhalte Alles, was sie vernünftiger Weise wünschen könne, behalte ihn aber nicht lange; denn, wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja, wenn selbst ihr höchster Wunsch, schwanger zu werden, erfüllt sei, so komme, bald nach einer großen Feuersbrunst, ein sehr vornehmer Besuch zu ihr ins Haus, und nicht lange darauf werde ihr Mann, gewaltigamer Weise, getödtet werden.“

Sie werde ein zweites Mal (zwar minder glänzend, aber doch ganz glücklich verhehlicht) in ihr Vaterland (sie ist eine Kreolin) zurückkehren, diesen Mann jedoch bald verlieren und einen dritten heirathen, der sie aber überlebe u. s. w.

Das Meiste hiervon geht uns nicht an; wohl aber das, was ihr in Absicht ihres ersten Mannes, des Generals Grafen Morio, begegnete. Früher schon hatte ich davon Manches, indessen nichts Bestimmtes, gehört. Um diese Zeit aber, d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige beauftragt, mit Morio (der zum Hofmarschall bestimmte war) einen neuen Etat anzufertigen und, wo es sein könne, dabei Ersparungen zu machen. Bei den verschiedenen Zusammenkünften, welche wir deshalb in meinem Hause hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich, etwa nach Verlauf einer Stunde, ängstlich wurde und abzubrechen suchte, um nach Hause zu kommen. Ich begriff den Grund davon nicht und fragte ihn deshalb darum. Er antwortete mir: „Meine Frau ist meinerwegen in Todesangst, sobald

ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als sie vorausgesetzt hat.“ Ich forschte weiter, und er erzählte mir das oben Erwähnte. Wir sprachen dann, halb scherzhaft, halb ernsthaft, noch Manches darüber.

Ein anderes Mal, als ich ihn wieder etwas lange aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich selbst die Angst seiner Frau sehen und seine Verlegenheit richtig deuten möge. Ich erfüllte seinen Wunsch und fand seine Frau in sehr großer Angst wegen ihres Mannes. Als sie erfahren hatte, daß ihr Mann mir alles Dahingehörige mitgetheilt habe, bestätigte sie es und setzte hinzu: „Soll ich nicht vor dem Leben meines Mannes zittern, da alles Andere bis dahin aufs Genäuste eingetroffen ist? — Ich kannte ihn nicht und er mich nicht! Ich habe durch eine Verheirathung mit ihm ein großes Glück gemacht, und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich mir vernünftiger Weise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, schwanger zu sein, und bin meiner Niederkunft nahe! Die große Feuersbrunst (der Schloßbrand) ist leider vorüber; der sehr vornehme Besuch ist nicht ausgeblieben, denn der König ist zu uns hierher in die Bellevue gezogen, und wir haben ihm mehrere unserer Zimmer einräumen müssen; ich schließe aus dem Allen folglich mit Zittern, daß der gewaltsame Tod meines guten Mannes sehr nahe ist!“

Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und versicherte, daß ihr Mann bei mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine, freilich aber etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde u. s. w.

Ihre Schwester, die Gräfin Potheau, erzählte mir ebenfalls, daß die Gräfin Morio ihr seit längerer Zeit alles Erwähnte gesagt, und daß sie Beide mit Angst einen Umstand nach dem anderen hätten in Erfüllung gehen sehen. „Ich fürchte“, setzte sie hinzu, „meine Schwester wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben.“

An einem der nächsten Tage war Morio noch um 11 Uhr bei mir und ritt dann mit dem Könige aus. Beim Zurückkommen sah ich Beide vor meinem Hause vorbeikommen. Sie ritten durch den Marsall, wo Morio dem Könige Verschiedenes auseinandersetzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja sogar deswegen hatte zu Bette gebracht werden müssen. Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hause, Morio aber bleibt noch da. Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, springt, wie außer sich, aus dem Bette und schreit: „Das ist mein Mann, er ist erschossen!“

Leider war es so! — Der edle Morio war durch einen Französischen Fahnen schmied, dem, seiner Lüderlichkeit wegen, ein Deutscher vorgezogen werden mußte, boshafter Weise erschossen worden.

Sie können denken, wie mir dies aufiel! —

Die Begebenheiten des Jahres 1813 brachten mich nach Paris. Mehrere meiner Bekannten sprachen mir von der Mlle. Lenormand und quälten mich fast, sie um mein Schicksal zu befragen; ich wich aber immer aus! Unter Anderem versicherte man, daß sie Murat (damaligem König von Neapel) zur Zeit des Konsulats, als er noch General war, voraus gesagt hätte: „er werde dereinst König werden!“ daß dieser es aber nicht geglaubt und geantwortet habe: daran sei nicht zu denken; wenn es aber geschehen sollte, so werde er sie Königlich beschenken, welches denn auch (nach seiner Thronbesteigung) wirklich geschehen sei.

Ich hörte ferner, daß alle Zeitungen einige Jahre zuvor Folgendes bekannt gemacht hätten: Während des Spanischen Krieges besucht ein Offizier eben diese Mlle. Lenormand und befragt sie um sein Schicksal. Da versichert sie ihm sehr bestimmt, am achten Tage werde ihm Jemand in einem Kaffeehause die Nachricht bringen, daß sein Bruder in Spanien geblieben sei. Er, der nicht einmal gewiß wußte, ob sein Bruder jetzt in Spanien sei, nimmt sich vor, die Kaffeehäuser zu vermeiden. Am achten Tage aber schleppen ihn einige gute Freunde halb mit Güte, halb mit Gewalt in eines derselben. Er achtet nicht darauf, daß es gerade der achte Tag ist, und läßt sich bereden. Kaum ist er aber dort, so bringt ihm sein Diener einen Brief mit der Nachricht, daß sein Bruder da und da, bei der und der Veranlassung in Spanien geblieben sei.

Man versicherte ferner, daß Napoleon sie zweimal, einmal bei

bemühte ich mich, ihn zu beruhigen. Dann entgegnete er mir, daß es plötzlich ausbrechende Krankheiten gäbe, und daß er von einer solchen befallen sey. Wir gehen nach Hause; ich lasse einen Arzt rufen, der meinen Bruder ausfragt und dann erklärt, daß auch nicht der mindeste Anzeichen zu einer Krankheit vorhanden sey. Leopold war es nun, der zuerst über seinen panischen Schrecken lachte; er erholte sich, und mannigfache Zerstreungen stimmten ihn bald wieder heiter. Nirgends konnte er sich besser befinden, als gerade hier; er war umgeben von Freunden, von seinem Bruder, von drei Frauen, die alle die zarteste Aufmerksamkeit für ihn hatten und allen seinen Wünschen zuvorkamen. Was fehlte ihm? Konnte es ihm Jemand geben?"

Und doch können alle Erläuterungen und Aufschlüsse das Dunkel nicht ganz zerstreuen, und es bleibt immer noch ein Problem zurück, das uns in die verborgensten Tiefen des menschlichen Herzens führen würde. War eine unglückliche Liebe die Veranlassung zu Leopold Robert's Tode, so muß sein Talent, zu lieben, noch größer als sein Künstlertalent gewesen seyn, wenn ihn die Befriedigung, welche die künstlerische Production gewährt, nicht für das entschädigen konnte, was ihm die Liebe versagte. Die Liebe, wie die Kunst, war ein notwendiges Lebens-Element für ihn geworden, und als jene ihm fehlte, war ihm das Gleichgewicht seiner Seelenkräfte verloren gegangen, eine Bedingung seiner Existenz war ihm entzogen worden, und selbst die Kunst konnte die Leere seines Innern nicht mehr ausfüllen. — Leopold Robert war nicht bloß ausübender Künstler, sondern er war auch zum Bewußtseyn über dieselbe gekommen, und wie hoch er von derselben dachte, beweisen viele Stellen seiner Briefe.

„Was mich besonders zu weiterem Streben anregt“, sagt er einmal, „ist der Gedanke, daß ich noch etwas Größeres aus mir hervorgehen lassen kann; dahin führt mich der Eindruck, den meine fertigen Werke auf mich machen und der immer unangenehmer Art ist. Ich denke immer an die Natur und sehe in meinen Schöpfungen nur Fragen. Du wirst mich der Eitelkeit beschuldigen; wenn man mich eine solche Vergleichung anstellen sieht, so könnte man wohl auf diesen Einfall kommen; aber ich hoffe, mich Dir ganz verständlich zu machen. Ich wage den Sinn für die Natur lebendiger in mir, als es mir gelingt, ihn auszudrücken. Aber wenn diese Anschauung tief empfunden ist, so kann sie nicht oberflächlich ausgedrückt werden. Hierauf beruht die Verschiedenheit der Talente, und ich darf wohl sagen, daß man sich immer von seinem Gefühle leiten läßt. Die Einen fassen rasch auf und stellen rasch dar; diejenigen dagegen, welche, wie Ingres, das, was den Figuren Leben giebt, im Herzen suchen, arbeiten langsamer; sie wollen das, was sie empfinden, nicht, was sie sehen, wiedergeben. Solche Arbeit ist freilich langwieriger und unsicherer, als wenn man das, was man macht, vor Augen hat. Wenn viele Künstler, welche rasch arbeiten, einen kräftigen Ausdruck finden, so haben andere, welche mühsamer schaffen, nicht die Festigkeit der Umrisse, die den Gestalten das charakteristische Gepräge ausdrückt, noch diejenige Reinheit des Geschmacks, welche Anspruch auf Adel giebt. Eine Zusammenstimmung dieser verschiedenen Eigenschaften ist notwendig, und diese fordert Zeit. Das ist eine lange Einleitung, um Dir zu sagen, weshalb mein Gemälde noch weit von der Vollendung entfernt ist. Indessen habe ich viele Gründe, der Malerei treu zu bleiben, und der vorzüglichste ist meine Abneigung, dem Glück auf einem Wege nachzujagen, der mir nicht gefällt; ich glaube, es ist mein Vortheil, so zu malen, wie ich fühle.“

Die Kunst war für Leopold Robert fast ein Kultus; wie sehr er sich ihr hingab, beweisen mehrere Stellen seiner Briefe, von denen wir folgende anführen wollen: „Nur höchst ungern“, sagt er, „versäume ich eine Stunde Zeit, und ich möchte vom Morgen bis auf den Abend arbeiten; es ist ein innerer Antriebe, es ist Leidenschaft, was mich dazu bewegt. Ich fühle mich so glücklich, wenn ich arbeiten kann. In diesen guten Tagen fühle ich mich vorzüglich in den letzten Stunden heiter gestimmt. Wie viel Geduld ich nöthig gehabt habe und noch nöthig habe, wenn ich nicht murren soll, weißt Du besser als ich. Du machst eine Bemerkung, die mir schon oft eingefallen ist, nämlich, daß ich so viel Zeit zur Vollendung dieses Werkes brauche. Ich habe indessen ungefähr berechnet, wie lange ich an meinen beiden ersten Gemälden (die Madonna und die Schwitter) zugebracht habe, und ich bin überzeugt, daß, wenn ich an diesen Gemälden ununterbrochen gearbeitet hätte, auf jedes wenigstens ein Jahr kommen würde. Das mag denjenigen, welche nur einige Figuren von geringer Ausdehnung darin sehen, befremdend erscheinen; aber sie wissen nicht, daß ich an diesem scheinbar so einfachen Stoffe vier oder fünf Mal mehr gearbeitet habe, als man sehen kann. Das ist gewiß ein Unglück, aber ich glaube kaum, daß ich es ändern kann. Du kennst mich und weißt, wie unmöglich es mir ist, meine Gefühle in einer improvisirten Rede auszusprechen. So geht es mir auch mit meinem darstellenden Talente. Die kleinen Gemälde vollende ich mit ziemlicher Leichtigkeit, weil man für sie nur Eine Idee braucht; wenn ich aber etwas Harmonisches schaffen soll, wie es doch für eine größere Composition notwendig ist, so habe ich nicht mehr Logik genug, um Schritt vor Schritt zum Ziele zu schreiten. Mich leitet der Instinkt; ich bin ein Blinder; ich taste und taste, bis ich zufrieden bin, oder bis mir die Geduld ausgeht.“

An einer anderen Stelle schreibt er: „Ich habe mein Gemälde den 22. März 1829 angefangen; das Sujet ist so originell, daß ich nicht weiß, was noch daraus werden wird. Wenn ich auch weiß, daß meine Arbeit nicht ungünstig aufgenommen werden

wird, so wäre ich doch fähig, sie aufzugeben; denn die erste und notwendigste Bedingung, wenn man ein günstiges Resultat erlangen will, ist die, von seinem Gegenstande begeistert zu seyn, besonders bei einem Stoffe, wie der, den ich jetzt bearbeite. Du wirst vielleicht meine Eitelkeit tadeln, wenn ich Dir sage, ich wäre des Erfolges sicher; aber die Erfahrung belehrt mich, daß ich, wenn auch nicht von dem, was ich mache, doch von dem, was ich machen werde, eine sehr vortheilhafte Meinung habe; so schön und edel erscheint mir die Natur. Sobald ich mich also an einen Stoff gemacht habe, der in meiner Einbildung lebte, so verliere ich auch gleich die Lust, wenn ich sehe, daß es nicht so geht, wie ich möchte. Wie viel Hindernisse mir aber auch entgegenstehen, so fühle ich doch eine gewisse Fähigkeit in meinem Charakter, welche mich zur Fortführung des Angefangenen treibt, und durch Geduld, Hin- und Herdenken und Hin- und Hertappen gelingt es mir dann wohl einigermaßen.“

Interessant möchte auch folgende Stelle seyn, wo er sich über die Bedeutung der Natur für die Kunst und den Künstler ausspricht: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich außerordentlich freue, in meinen Ideen über die Natur und Raphael mit Ingres zusammenzutreffen. Die Werke der Kunst haben einen Grad der Vollkommenheit, oder vielmehr ein Zusammenstimmen, das man in der Natur nicht findet. Ich will nicht sagen, daß man es nicht finden könne; aber ich glaube, daß die Natur einen reichbegabten Menschen leichter begeistert wird, als alle Abbildungen derselben, weil die Einbildungskraft des Künstlers nicht fremder Werke bedarf, um ihren Weg zu finden, und weil die Natur ihm immer den zuverlässigsten Stoff liefert. Uebrigens betrachtet Jeder die Natur nach seiner Weise. Mancher findet da überschwengliche Schönheiten, wo ein Anderer nichts sieht. — Ich bin höchst erfreut, daß wir in unseren Ansichten über Poussin übereinstimmen; die Werke dieses Künstlers waren immer der Gegenstand meiner höchsten Bewunderung, wegen der tiefen und erhabenen Gedanken, die sich darin ausgesprochen finden. Alles, was er gemacht hat, zeigt von einer solchen Kraft, von einem so besonnenen Gefühle, daß man gewisse Gemälde nicht ansehen kann, ohne sich in sie zu vertiefen. Er und Michel Angelo regen mich am meisten auf; jener durch seine tiefen Gedanken, dieser durch seine riesenhafte und originelle Phantasie.“

Ueber die gewöhnliche Art, mit der die Kunst-Studien betrieben werden, sagt er folgende strenge, aber treffende Worte: „In diesem Augenblicke sind mehrere fremde Künstler in Venedig, welche hier die Venetianische Schule studiren wollen. Ich wundere mich immer über den sonderbaren Weg, den man einschlägt, um Maler zu werden. Er scheint mir lächerlich; denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch, dessen Kopf nicht ganz leer ist, Jahre lang kopiren soll, daß er sich so wenig mit der Natur und so viel mit ihren Nachbildungen beschäftigen kann. — Der Besuch eines Professors der Akademie hat mich in meinem Schreiben unterbrochen. Natürlich haben wir lange über die Malerei gesprochen, aber wir verstehen uns nicht ganz; denn er sprach nur von den großen Meistern, ich nur von der Natur. Dies führt mich zur Beantwortung eines Punktes aus Deinen früheren Briefen. Ja, Raphael hat eine erstaunliche Menge bewundernswerther Gemälde gemacht, aber Raphael ist Raphael. Er war von allen Künstlern am glücklichsten begabt, wenn man Michel Angelo ausnimmt, der ihm, nach meiner Ansicht, noch überlegen ist.“

Eben so entschieden erklärt er sich gegen die fabrikmäßige Vetreibung der Kunst: „Ich begreife nicht“, sagt er, „wie ein wahrhafter Künstler ein Atelier für Schüler eröffnen kann, die Jahr aus Jahr ein eine nackte Figur zeichnen müssen; ich muß annehmen, daß der Meister diese Beschäftigung im Grunde seines Herzens gar nicht billigt, daß ihn aber ein Geld-Interesse dazu bewegt. Dies ist übrigens ein Unterricht-Verfahren, das den Alten fremd war; indem man so das Zeichnen lehren will, bindet man der Phantasie die Flügel. Als ich in Paris studirte, konnte ich eine Figur in jeder Stellung zeichnen, sie bis auf die Knochen zergliedern, alle Muskeln, ihre Berrichtungen, ihre Ursprünge und ihre Ansätze nennen; jetzt würde mir das unmöglich seyn, und doch fühle ich eine ganz andere Kraft in mir, eine Gestalt zu schaffen, sie in Bewegung zu setzen und sie richtig auszuführen, ohne daß es mir in den Kopf kommt, die Natur übertreffen zu wollen. Ich studire die Natur sorgfältig und arbeite langsam. Schon seit Jahren habe ich mir vorgenommen, zu malen, wie ich fühle, und sollte ich so lange an einem Gemälde arbeiten, wie Andere an zehn. Was schadet das? Ich beneide Niemand seinen Gewinn; im Gegentheil sichern mir meine geringen Bedürfnisse eine größere Unabhängigkeit.“

„Sie vergleichen Ingres mit Raphael; ich glaube, man könnte ihn besser mit Leonardo da Vinci vergleichen, der sich niemals helfen ließ und deshalb so wenig Werke geschaffen hat. Ingres ist mir das Ideal eines Künstlers, weil er die Kunst der Kunst wegen treibt und nicht Fabrikant werden will. Dieser Künstler besitzt eine merkwürdige Sicherheit der Zeichnung, und bei der Ausführung verfährt er so gewissenhaft, daß er nothwendiger Weise langsam arbeiten muß, um sich zu genügen. Er arbeitet allein an seinen Werken; dies muß man auch bedenken, weil er dadurch aus jedem Verhältnisse zu den alten Malern tritt, welche sich von ihren zahlreichen Schülern helfen ließen. Wir leben in einer Zeit, wo die Liebe zur Kunst einen ganz anderen Charakter als im funfzehnten Jahrhundert erhalten hat. Die Neuheit der Meisterwerke, für die sich keine Vergleichung darbietet, brachte einen allgemeinen Enthusiasmus hervor. Die großen Künstler konnten sich daher ungestört ihren Eingebungen über-

lassen; sie fürchteten weniger die Kritik und den Eindruck, den ihre Gemälde in Gesellschaften, auf Ausstellungen u. s. w. machen würden, und doch werden hier gerade die guten Gemälde von den schlechten erdrückt. Die Arbeiten der alten Meister, welche in den Kirchen aufgestellt wurden, mußten ganz andere Empfindungen erregen. Unsere Vorgänger arbeiteten weit unbesorgter; sie fürchteten nicht einmal, Anachronismen zu machen, wenn die Laune sie dazu antrieb. Jetzt entgeht nichts den hundert Augen der Kritik. Die, welche auf sie Rücksicht nehmen, werden in ihrem Fluge gehemmt."

Bibliographie.

Histoire statistique et morale des enfans trouvés. — Von J. S. Termé und J. B. Nonfalcon. 9 Fr.
Voyage en Islande et au Groenland, exécuté pendant les années 1835 et 1836 p. Tréhouart, dans le but de découvrir les traces de „la Lilloise“, publ. p. P. Gaimaril. Livr. 1. 2. Atlas, in-Fol. de 12 pl. — Jede Pl. Text oder Kupfer 14 Fr., illum. 28 Fr.

E n g l a n d.

Das Wetter und das Kaminfeuer.

Wir befinden uns an dem Vorabend einer Revolution! Man ist im Begriff, uns zwei unserer größten Comforts zu rauben, und — sonderbar! — die Leute, welche diese Umwälzung heranzuführen sehen, — weit davon entfernt, sich zu beunruhigen, — heißen sie sogar willkommen. Wenn sich plötzlich die klimatischen Verhältnisse unseres Erdballs umkehrten, — wenn der heiße Süden mit Eis bedeckt und der kalte Norden von den Strahlen einer tropischen Sonne versengt würde, so könnte dadurch keine größere Veränderung in unseren Gewohnheiten hervorgebracht werden, als diejenige, welche uns jetzt bevorsteht.

Es ist von Ausländern bemerkt worden, daß ein Engländer seine Unterhaltung nie anders als mit Betrachtungen über den Zustand des Wetters beginnt^{*)} und ein Kaminfeuer uns so nöthig ist, daß wir uns ohne ein solches keinen behaglichen Zustand denken können. Beides soll nun abgeschafft werden, — beides wird außer Gewohnheit kommen, und zwar so schnell, daß, nach dem Scheine zu urtheilen, in Zeit von einem Jahr die gewöhnlichen Begrüßungsworte: „Ein schöner Tag!“ „Sehr feucht!“ „Bitter kalt!“ sich gänzlich verlieren und die Kaminfeuer höchstens nur noch den Köchen bekannt seyn werden. Nicht etwa ein Wechsel des Klima's, sondern ganz allein die Resultate wissenschaftlicher Forschung werden die Ursache dieser großen Veränderung seyn. Doch müssen wir endlich das Räthsel lösen.

Die beiden Dinge, welche jetzt den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung ausmachen, nachdem die Kanadische Revolution und der elektrische Telegraph für passé gelten, sind Murphy's Wetter-Almanach^{**)} und der tragbare Heiz-Apparat.

Der Wetter-Almanach erschien bereits vor einem Vierteljahr, doch war er kaum bekannt, — Niemand sprach von ihm, oder nur mit Ironie, bis der eintretende starke Frost den Verfasser zu einem Wetter-Propheten machte. Murphy stieg, als das Quecksilber fiel; und als es den Gefrierpunkt erreicht hatte, stand seine Popularität auf dem Siedepunkt. Das eintretende Thauwetter legte seinem Rufe noch eine feste Basis unter, als die starke Eisdecke, und der Wind heulte seinen Prophezeiungen Beifall, obgleich der Regen ausblieb, um seine Aerndie in der öffentlichen guten Meinung noch vollkommener zu machen.

Jetzt besitzt Jedermann einen Wetter-Almanach oder versucht, sich einen solchen zu verschaffen: man zieht ihn eben so regelmäßig zu Rathe wie das Barometer. Wir überließen gestern unser Exemplar sehr gern einem Freunde: die unablässige Frage „Haben Sie einen Wetter-Almanach?“ veranlaßte uns jedoch zu dem Voratz, ein anderes zu kaufen, als — wer hätte das gedacht! — keines mehr zu haben war, — die Nachfragen in den Buchläden konnten nicht mehr befriedigt werden. Ueberhäuft mit Aufträgen nicht allein von Freundinnen, sondern „ernstlichen, gelehrten Männern“, die ungeduldig waren, ein Exemplar zu besitzen, begaben wir uns nach dem Hauptquartier. Der Laden des Verlegers war mit Leuten angefüllt, die sich nach dem Ladentisch drängten, nach „Duzenden“ und „Vierthundertern“ riefen und murmelten, da man ihnen weniger verabreichte, als sie verlangt hatten. Es war so voll, wie in einer Stadtbude am stillen Freitag. Niemand fiel es ein, den Wetter-Almanach besonders zu fordern, man nannte nur die Anzahl der Exemplare, und daß es dieser seyn sollte, verstand sich von selbst; etwas Anderes wurde gar nicht verkauft, und nach einem anderen Buch zu fragen, würde eine thörichte Impertinenz gewesen seyn. Unser verschicktes Exemplar, welches wir nur durch besondere Gunst erlangten, gehörte zur siebenten Auflage, — die wir jetzt zu erhalten das Glück hatten, schon zur vierzehnten, und allem Anschein nach konnten die gegenwärtigen Nachfragen auch diesmal noch nicht befriedigt werden. Die Wuth nach Moore's Almanach war nichts dagegen; der Astrolog Franz Moore war gegen den Meteorologen Patrick Murphy nur ein Stumpfer, die Berühmtheit des Charlatans nur eine vorüberziehende Rauchwolke, aber

^{*)} Um diese geistreiche Bemerkung zu machen, hätten die Herren Ausländer wohl nicht erst nach England zu reisen brauchen.

^{**)} Vgl. Nr. 25 des Magasin, Artikel „Mannigfaltiges“.

die des wissenschaftlichen Erforschers der Zeichen des Wechsels der Atmosphäre stellt sich dem Rahme Newton's zur Seite.

Nehmen wir die Prophezeiungen des Herrn Murphy als richtig an, so werden sich die Leute künftig nicht mehr über den Wechsel der Bitterung wandern, sondern ihn so ruhig entgegennehmen, wie die Ankunft von Weihnachten oder Ostern. Die Schiffe werden in den Hafen lenken oder ihre Abfahrt aufschieben, bis der verkündete Sturm vorüber, und die Landpartieen werden sich nach dem Wetter-Almanach richten; man wird, wenn man sich begegnet, eben so wenig „Schön Wetter!“ zu einander sagen, wie man jetzt nicht daran denkt, sich „Vollmond!“ oder „Fasten-Dienstag!“ zuzurufen. Schon gegenwärtig sind die alten Begrüßungsworte verdrängt durch — „Murphy hat Recht!“ oder — „Murphy weicht heut etwas ab, doch wird es wohl nicht lange dauern!“

Die Abschaffung der Kaminfeuer ist jedoch eine Sache von ernsterer Bedeutung, und sie wird durch die Einführung einer Base bewirkt werden, die, ohne Rauch oder Flammen auszuhauchen, im Stande ist, ein Zimmer von jeglicher Größe mit dem erforderlichen Wärmegrad zu versehen. Man kann sie auf den Tisch stellen, oder mit in den Wagen nehmen, — sie heizt eine öffentliche Halle eben so gut wie einen Kirchstuhl. Worin die Erfindung eigentlich besteht, ist noch nicht bekannt und soll auch nicht eher bekannt gemacht werden, als bis in allen Ländern — außer in England — Patente darauf ausgestellt sind. Es ist irgend eine chemische Combination, die eine Verbrennung ohne Flamme bewirkt und eine Hitze erzeugt, welche mit einer solchen Schnelligkeit ausströmt, daß sie fast jeden Theil der sie umgebenden Atmosphäre zugleich erwärmt, ohne jedoch die Temperatur des metallenen Gefäßes, worin sie enthalten ist, bis zu einem solchen Grade zu erhitzen, daß es im Stande wäre, irgend etwas in seiner Nähe zu versengen. Dabei soll die Verzehrerung des Sauerstoffes aus der Luft so gering seyn, daß eine Base, die zur Erwärmung eines großen Zimmers hinreicht, nicht mehr aufsteht als ein Nachtlicht. Die Kosten sind dabei fast eben so gering: sie betragen auf 24 Stunden nur 3 Pence; man ist daher im Stande, einen Wagen oder ein kleines Gemach für einen Penny auf 15 Stunden zu heizen!

Diese außerordentliche Erfindung soll — wie wir vernommen haben — von einem Gärtner gemacht worden seyn, als er sein Treibbett öffnete. Die Wirkung der neuen Art Wärme haben wir noch nicht erproben können, denn in dem Jerusalemer Kaffeehause werden bis jetzt nur die Basen, aber nicht der Prozeß gezeigt. Die Resultate dieser Erfindung werden ganz außerordentlich seyn. Die ewige Rauchfuppel, welche, durch tausend Rauchsäulen getragen, fortwährend über London schwebt, und die unzähligen Schornsteine auf den Dächern werden verschwinden, — die Hauptstadt wird eine andere Luft, ein anderes Ansehen erhalten; es müßte denn seyn, daß die City, so lange an Rauch und Schwärze gewöhnt, sich wie ein Schornsteinfeger mit einem reinen Gesicht unbehaglich fühlte und eine andere Art Schmutz auflegte. Zum Glück für die Schornsteinfeger und Kohlenhändler ist diese Wärme nicht dazu geeignet, die Speisen damit zu kochen, — der arme Hagestolz kann sich nicht einmal sein Rasirmesser auf der Base wärmen, — sonst würde jene schwarze Junst ganz eingehen und die Kohlengruben der Lords Durham und Londonderry bald verodet seyn. So wie die Sachen jetzt stehen, kommt diese Erfindung eben noch zur rechten Zeit, um die Befürchtungen vieler Leute wegen Erschöpfung der Steinkohlengruben zu zerstreuen. (Spectator.)

Mannigfaltiges.

— Herr Grund und die Amerikaner. „Der Deutsche hat eine Zunge für jede Sprache“, ist ein in Nord-Amerika viel verbreitetes Sprichwort.^{*)} Die North-American Review wendet dies auf das ursprünglich in Englischer Sprache geschriebene Werk des Herrn Franz Grund über die Nord-Amerikaner an. Es versteht sich von selbst, daß man in Amerika mit diesem Buche, in welchem ein Deutscher seine Nationalität so weit verleugnet, daß er zwei fremde Nationen, die Engländer und die Amerikaner, als die erleuchtetsten und in jeder Beziehung voranschreitenden Völker der Erde bezeichnet, ungemein zufrieden ist. Gleichwohl findet doch auch der Amerikanische Reviewer, daß Herr Grund in seiner Anpreisung der jetzt in den Vereinigten Staaten dominirenden Partei und ihrer Grundsätze, die er sogar gegen die armen Indianer versteht, etwas zu weit gehe, und daß sich sein Urtheil überhaupt nicht zu der Höhe eines philosophischen Geistes zu erheben vermöge, in welcher Beziehung des Franzosen de Tocqueville Buch über die Demokratie in Nord-Amerika als ein bisher auf diesem Gebiete noch allein dastehendes Muster dargestellt wird. Wenn übrigens der Amerikanische Kritiker als einen Beweis von der Anerkennung, die das Grundsätze Werk auch in Deutschland gefunden, unter Anderem anführt, daß hier die Uebersetzung desselben bereits in der dritten Auflage vergriffen sey, so ist dies eine Behauptung, deren Irrthümlichkeit gewiß Niemand mehr bedauert, als die Cottasche Buchhandlung, die wohl noch lange zu thun haben wird, bevor sich auch nur die erste Auflage verkauft.

^{*)} A German has a tongue for every language.